

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 29

Artikel: Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]
Autor: Altheer, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

18. Fortsetzung

Weder — noch

Es waren weder die Fingerabdrücke des Polizeidirektors, noch die des Bundespräsidenten — immerhin aber diejenigen des Herrn Stadtpräsidenten von Zürich, wie sich noch am gleichen Tag und ohne das geringste Hinzuhalten der Beteiligten durch einen Umstand ergab, der ganz dem Rahmen angepasst schien, in dem sich die Angelegenheit bisher abgespielt hatte.

Dr. Rintelen hatte, auf Wunsch des Ersten Bezirksanwalts, die Presse zu einer Orientierung eingeladen und den Herren den Fall eingehend auseinandergesetzt. Dabei hatte er nicht ohne Geschick einige Kleinigkeiten, die ihn selber, Bob Scholl und die Episode mit dem falschen Wächter betraten, unterschlagen, so dass ausser den wenigen Beteiligten niemand etwas von einer Angelegenheit erfuhr, die sich, bei einem Ungeschick oder gar bei nicht einwandfreiem guten Willen, leicht zu einer kleinen Köpenikiade hätte auswachsen können.

Während der Sitzung aber brachte ein uniformierter Polizist eine Postkarte, die an die Bezirksanwaltschaft adressiert war und folgenden Wortlaut hatte:

„Wenn Sie wieder einmal Fingerabdrücke finden sollten — vergleichen Sie dieselben doch mit denjenigen Ihres Herrn Stadtpräsidenten... Wer weiss...?“

Eine Unterschrift war natürlich nicht auf der Karte, was an sich auch nicht von Bedeutung war; denn sie wäre, wie Rintelen prophezeite, doch gefälscht oder fingiert gewesen. Da er aber, besser als irgendeiner, die Zusammenhänge kannte, wollte er die anonyme Anregung nicht einfach unter den Tisch wischen. Er bat um einen Vertrauensmann aus dem Kreise der Presseleute und sprach mit diesem beim Stadtpräsidenten vor.

Dieser hatte Humor genug, um nicht etwa beleidigt zu sein. Lächelnd drückte er seinen Daumen erst auf ein Farbkissen, dann auf ein Stücklein Papier und sah dem Ereignis des provisorischen Vergleichs durch Rintelen mit freundlicher Spannung entgegen.

„Ich weiss nicht... Es ist nicht zu bestreiten...“ begann der Bezirksanwalt nach einigen wenigen Minuten der Prüfung vorsichtig, zögernd und irgendwie gehemmt.

Der Stadtpräsident lächelte und meinte mit Humor:

„Sagen Sie es nur grad heraus, Herr Bezirksanwalt, dass ich den Einbruch begangen habe!“

Glücklich über diese zufriedenstellende Wendung, beteuerte Rintelen:

„Dass Sie den Einbruch nicht begangen haben, ist selbstverständlich. Aber die Fingerabdrücke...“

„Sind natürlich von mir?!“

„Es ist kein Zweifel, Herr Stadtpräsident...“

„Entweder müssen Sie mich nun verhaften, Herr Bezirksanwalt — oder Sie müssen zugeben, dass Ihre grosse Wissenschaft von der — Daktyloskopie, glaube ich, nennen Sie das? — eine ebenso grosse Enttäuschung ist.“

„Weder — noch“, antwortete Rintelen. Dann hielt er dem Stadtpräsidenten einen ausführlichen Vortrag über Fingerabdrücke im allgemeinen und diesen Fall im ganz besonderen. — Womit die Konferenz mit dem Stadtpräsidenten ihren befriedigenden Abschluss fand.

* * *

Während Rintelen sich mit der Presse, mit anonymen Zuschriften, mit Verschleierungsversuchen, Stadtpräsidenten

und daktyloskopischen Rätseln beschäftigte, machte Bob Scholl der beraubten Bank einen kurzen Besuch.

Er liess sich noch einmal in den Tresorraum führen und einige Fächer öffnen. Dann fragte er den Direktor, der sich ihm in liebenswürdiger Weise als Begleiter zur Verfügung gestellt hatte:

„Es befindet sich also in jedem Safe eine von diesen grau gestrichenen Kassetten, die den ganzen Raum ausfüllen und wie Schubfächer herausgenommen werden können?“

„Ja. Diese Einrichtung hat sich als sehr praktisch erwiesen. Der Besitzer, der etwas einlegen oder herausnehmen will, bekommt die verschlossene Kassette in die Hand, wird mit ihr zusammen in eine Kabine eingeschlossen und gibt sein Zeichen, wenn er fertig ist. Dann wird ihm geöffnet; er händigt die von ihm wieder abgeschlossene Kassette dem Beamten aus und verschliesst sie, mit diesem gemeinsam, in seinem Safe. Das heisst mit andern Worten: Doppelte und dreifache Sicherheit gegen jeden fremden Eingriff.“

„Sehr gut. — Und in dem erbrochenen Safe war ebenfalls so eine Kassette?“

„Gewiss.“

Bob Scholl wurde noch nachdenklicher und fragte schliesslich:

„Da diese Kassette verschwunden ist und keinerlei Anzeichen dafür vorhanden sind, dass sie hier erbrochen worden sein könnte — wäre also anzunehmen, die verschlossene Kassette sei so, wie sie im Safe aufbewahrt wurde, entwendet worden?“

„Ja... das dürfte man eigentlich annehmen... da haben Sie recht“, sagte der Direktor nachdenklich.

„Und“ — Bob Scholl prüfte eine dieser Kassetten von allen Seiten — „es sieht mir gar nicht so aus, als ob ein gewaltstames Oeffnen eine sehr einfache Sache wäre.“

„Gar nicht. — Wir haben, im Gegensatz zu den meisten andern Banken, diese neueste Kassette gewählt, die aus massivem Stahl besteht und so genau abschliesst, dass sich auch für das feinste Instrument keine Angriffsfläche bietet. Versuchen Sie selber: Nicht die schmalste Messerklinge werden Sie ansetzen können...“

„Und“, fuhr Bob in seinen Betrachtungen fort, „da der Täter seine eigenen, erlesenen Instrumente hier zurückgelassen hat, wird es ihm nicht sehr leicht fallen, die Kassette zu öffnen.“

„Eigentlich dürfte angenommen werden, dass dieser Versuch nur in einer gut und modern eingerichteten Werkstatt mit einem Erfolg durchgeführt werden könnte... Immerhin scheint es aber, dass es sich hier um einen Spezialisten handelt, der gut ausgerüstet sein dürfte...“

„Ja — wenn er nicht seine Instrumente, um sich mit der Polizei und dem Stadtpräsidenten einen kleinen Scherz zu erlauben, hier zurückgelassen hätte...“ philosophierte Bob Scholl halblaut weiter.

„Ja, ja — natürlich“, sekundierte der Direktor. „Es ist aber anzunehmen, dass der umsichtige Herr, der so verschwenderisch mit seinen Instrumenten umgehen kann, noch eine zweite Garnitur besitzt.“

„Allerdings... Trotzdem: In einem Hotelzimmer, zum Beispiel, dürfte es auch für ihn keine Kleinigkeit sein, ohne allzu grossen Lärm auf den Kern der Sache zu kommen“, sagte Bob. „Wobei ich mit der Sache die Kassette und mit dem Kern ihren Inhalt meine.“

Lächelnd wandte er sich zum Gehen.

STÄRNENACHT



EDGAR CHAPPUIS



So fyglech still und gross isch d'Summernacht,
der Himmel höch und wunderbar und wyt,
e tiefe Fride über allem lyt...
lueg doch der Stärneschyn! Es isch e Pracht.

Keis Windli wäit, isch es no Würklechkeit,
säg, all die Schönheit, nid vo Möntschehand.
Es isch mer fei, i syg im Märiland.
Und uf mi abe luegi d'Ewigkeit.

Es glitzeret und schynt wie luters Guld.
Millione-n-Ouge dert am Himmelszält,
und mir da unde uf der arme Wält
i all däm Schmärz und all der Läbesschuld.

Stärne-n-am Himmel! Ouge vo däm Glanz,
wo nie vergeit, laht Säge zuenis cho,
mer hei vom Herrgott öppis überno,
wo ewig blybt, grad wie dä Stärnechrantz.

„Vielen Dank, Herr Direktor. Es war für mich sehr lehrreich.“

„Und was gedenken Sie nun zunächst zu tun?“ wollte der Direktor noch wissen.

„Tja — ich habe vor ein paar Tagen meinen Skiuunterricht jäh unterbrechen müssen und glaube nun doch, dass es vorteilhaft wäre, wenn ich so schnell wie möglich so gut wie möglich fahren lernte...“

Der Direktor lachte und stellte wieder einmal fest, dass Privatdetektive doch eine recht eigene Art von Menschen sind.

Dann rief er dem davoneilenden Bob ein fröhliches „Ski-Heil!“ nach.

Neuer Umweg über Davos

War es Instinkt, Kombination, Zufall, Glück, Schicksal? Auf jeden Fall erwies sich der neue Umweg über Davos als der einzige Weg, der dem Ziele näher führte.

Bob fand, als er am Abend in Davos eintraf, seine beiden Zimmer so vor, wie er sie verlassen hatte. Sogar seine musikliebende Nachbarin war noch da — und wenn er sie vorerst auch nicht zu Gesicht bekam, so hörte er doch, kaum dass er von seinen Wohnräumen wieder Besitz genommen hatte, von ihr.

Es waren noch immer dieselben wilden Niggerrhythmen, die sich ihm schon vor seiner Abreise aufgedrängt hatten.

In einem Gespräch mit dem Concierge, das sich wie von selber ergab, verstand er geschickt ein paar unauffällige Fragen nach seiner charmanten Nachbarin an den Mann zu bringen, wobei er erfuhr, dass die junge Dame eine englische Schriftstellerin sei, die in Davos einen Wintersportroman über Parsenn schreiben wolle. Sie interessiere sich für den Skisport, für Gesellschaft, Bälle, Konzerte, Anlässe, kurz für alles, was zur Zeit hier zu erleben sei.

„Uebrigens“, fuhr der Concierge in seiner Schilderung fort, „hat sie sich letzthin auch nach Ihnen erkundigt, Herr Scholl.“

„Nach mir?“ Bob war überrascht. „Was wollte sie von mir wissen?“

„Oh — nichts weiter. Sie hat nur gefragt, ob ihr Grammophon Sie nicht störe, und ob Sie sich nicht beklagt hätten. Sie brauche diese Musik, um zum Schreiben in Stimmung zu kommen, möchte aber doch nicht, dass deswegen ihre Nachbarn belästigt würden.“

Bob Scholl erinnerte sich jetzt wieder lebhaft jenes Plauderstündchens mit ihr in der „kleinen Konditorei“ am Rathausplatz und musste sich gestehen, dass das Wissen darum, dass sie Schriftstellerin war, den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, noch wesentlich verbesserte und vertiefte.

Was für eine rücksichtsvolle Schriftstellerin!

Diese schöne und gute Meinung, die sich eben bei ihm gebildet hatte, bekam aber bald darauf einen lebensgefährlichen Riss.

Nebenan begann ein ebenso fröhliches wie hemmungsloses Musizieren, das leider den einen Nachteil hatte, dass es sich immer in denselben wütenden Rhythmen und Schreien bewegte, wie eben unkultivierte Nigger und hochkultivierte moderne Gesellschaftsmenschen es bevorzugten.

Nun — schliesslich, wenn sie sich dadurch angeregt fühlte und zu diesen Schauerklängen einen hübschen Roman zu schreiben vermochte...

Bob Scholl war bereit, alles zu entschuldigen und sich auch mit dem diesmal sehr aufdringlichen Gegöhle abzufinden, als er eine Beobachtung machte, die ihm allerhand zu denken gab:

Da war doch, nebenan, ausser der Musik und dem Niggersong noch eine tiefe, unruhige, männliche Stimme zu hören...

Er horchte aufmerksamer hin und fand seine erste Beobachtung bestätigt:

Da drüben sprachen aufgeregte Menschen miteinander — und ab und zu tönten Wortfetzen über die lärmende Melodie hinaus und drangen unklar an sein Ohr.

Zwei Stimmen schlügen gegeneinander: eine hohe, weibliche Stimme, die dieser charmanten Frau, dieser Schriftstellerin gehören musste — und die Stimme eines Mannes, die ihm in ihrem Rhythmus, in ihrer ganzen Melodie irgendwie bekannt vorzukommen schien.

Nun aber fiel ihm etwas ein:

Hatte sie nicht gesagt — die charmante Nachbarin — oder wenigstens sagen lassen, dass sie sich durch diese Niggermusik anregen lasse? Dass sie am besten schreiben könne, wenn diese dumpfen Urwaldrhythmen ertönten?

Und nun schmetterten Urwaldrhythmen bis zur Bewusstlosigkeit — aber es gab keine Merkmale dafür, dass gerade jetzt da drüben geschrieben würde.

Im Gegenteil!

Im Nebenzimmer wurde geredet, diskutiert, wurde sogar gelärmst und geschimpft...

Und plötzlich regte sich der Kriminalist in Bob Scholl:

Was geschah nebenan? Warum hatte seine Nachbarin so offensichtlich das Märchen verbreiten lassen, dass sie bei der Niggermusik schreibe, wenn...?

Wenn sie offensichtlich diese lärmenden Rhythmen dazu missbrauchte, um aufgeregte Gespräche mit einem fremden Mann zu übertönen...?

Die falsche Türe

Er überlegte sich gerade, wie er es anstellen müsste, um am schnellsten und sichersten hinter die Geheimnisse seiner Nachbarin und ihrer auffallenden Vorliebe für Jazzmusik zu kommen — als laut und eindringlich an seine Türe geklopft wurde.

„Telephon, Herr Scholl!“ meldete der Boy, der militärisch-stramm unter der Türe stand.

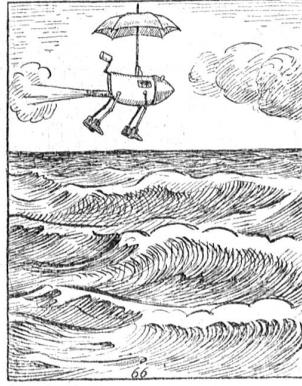
Es war wieder einmal sein Freund Rintelen, der sich meldete und nach einigen nichtssagenden, einleitenden Worten erklärte:

Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

13. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.

von G. Th. Rotman



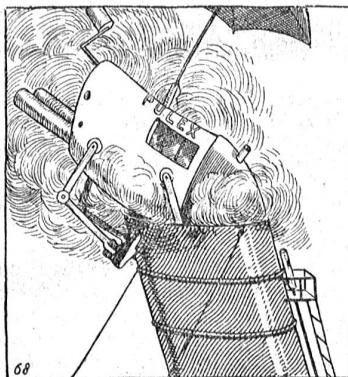
(64—67) Das war ja eine Nacht, die sie nie vergessen sollten und würden sie so alt wie Methusalem! Zu ihrer angenehmen Ueberraschung kam aber am andern Morgen früh ihr Freund, der Offizier, zum Tor herausgeritten, von einem Trupp Soldaten begleitet. Als Professor Spitz diesem sein Herz ausgeschüttet hatte, zeigte sich der Offizier über das Benehmen des Direktors sehr entrüstet. «Wir haben hier in der Stadt viele tüchtige Fachleute, die Ihren Pulex tadellos wiederherstellen können!» sagte er. Sodann befaßt er seinen Soldaten, den Pulex auf die Schultern zu

nehmen und ihn nach einer grossen Maschinenfabrik zu tragen. Professor Spitz folgte mit seinen jugendlichen Reisegefährten und dem Offizier dem Zug. Und wirklich wurde der Pulex ganz nett repariert, sei es denn auch, dass man die Rundfunkanlage und einige andere Kleinigkeiten nicht ganz ins Reine zu bringen vermochte. Diese Arbeiten dauerten rund vier Tage, welche die zwei Jungen dazu benützten, sich die Stadt mal tüchtig anzusehen, während man beim Offizier zu Gast war und unter seinem Dache die Nächte zubrachte.

Als der Apparat fertig war, trugen ihn

die Soldaten wieder zum Stadttor hinaus. Und nachdem beiderseits alle erforderlichen Komplimente gewechselt worden waren, stellte man den Pulex, nach den Anweisungen des Professors, wieder in die gute Richtung, worauf er bald, fröhlich und lustig knallend, davonsprang. Professor Spitz hatte es diesmal auf die Hawaii-Inseln abgesegnet, die er gegen Abend zu erreichen gedachte. Aber — oh weh! — mitten über dem grossen Ozean überflogen sie einen Ozeandampfer.

«Wenn wir nur nicht gegen die Schornsteine anprallen!» sagte zitternd der Professor ...



(68—70) Man prallte aber nicht gegen den Schornstein; man fiel oben hinauf. Wie ein Kätzchen, das die Wärme liebt, steckte der Pulex Nase und Vorderfüsse in den warmen Schornstein. Für den Professor und seine Reisegefährten war dies aber weniger angenehm: der dicke, erstickende Rauch des Schornsteins drang von allen Seiten durch Fugen und Spalten und an Lüften war gar nicht zu denken, da, wenn man ein Fenster geöffnet hätte, noch viel

mehr Rauch hereingekommen wäre.

Ausserdem hing der Pulex schräg nach vorn über, während er mit dem Dampfer und dessen Schornsteinen natürlich unaufhörlich hin- und herschaukelte. Indem sie hustend und prustend, fortwährend zu Boden fielen, eilten die armen Weltreisenden durch den Rauch hin und her, bis draussen ein langgedehntes «Hollaheiii!» ertönte. Professor Spitz steckte den Kopf aus dem Fenster.

Es war einer der Offiziere des Dampfers, der an der vor dem Schornstein befindlichen Leiter heraufgeklettert war und sie zu befreien versuchte.

«Wohin ist die Fahrt?» rief der Professor. «Nach Honolulu!» war die Antwort. «Grossartig!» rief Professor Spitz zurück, «ich wollte nämlich gerade auch dahin. Aber ich möchte lieber hinunterkommen, wenn Sie nichts dagegen haben!» Dann nahm ihm ein neuer Hustenanfall das Wort.

„Pass auf, Bob. Man glaubt hier zu wissen, dass unsre Kollegin aus London, jene Ellen Howard, weisst du, von der schon einmal die Rede war, bereits in Davos sein soll. Es wäre vielleicht ganz gut, wenn du dich mit ihr in Verbindung setzen könntest. Sicher weiss sie etwas — und sicher hat sie ihre guten Gründe, jetzt schon in Davos zu sein.“

„Gewiss!“ rief Bob. „Wie sieht sie aus? Ist sie hübsch? Wo wohnt sie? Was will sie?“

„Mach keine Spässe, Bob. Was sie will, weisst du. Wo sie wohnt, weiss ich nicht. Hübsch ist sie unter allen Umständen — aber wie sie aussieht, kann ich dir nicht sagen.“

„Ausgezeichnet! Und mit diesem herrlichen Steckbrief und weiter nichts bewaffnet, soll ich sie hier finden? Ihr müsst doch, in drei Teufels Namen, wenigstens wissen, wie sie aussieht!“

„Eben nicht. Sie soll eine so ausgezeichnete Verwandlungskünstlerin sein — sie müsste keine Frau sein — dass sie oft selbst ihren besten Bekannten von einer Stunde auf die andere verloren geht.“

„Hoffentlich ist sie nicht verheiratet“, warf Bob ein. „So etwas müsste ja für einen Ehemann eine furchtbare Plage sein. — Auf jeden Fall danke ich dir für die wertvollen Angaben.“

(Fortsetzung folgt)